

ein Muster handelte, das noch etwa ein Jahrhundert andauern sollte, belegen die Bezeichnungen „Berliner“ oder „tatysh“, die im jüdischen Osteuropa für Aufklärer noch ein Jahrhundert nach Maimon im Schwange waren. Jüdischerseits war die Rezeption von Maimons *Lebensgeschichte* gespalten, wenn sie denn überhaupt erfolgte. Noch Jakob Fromer (1865–1938) erblickte in seinem Vorwort zur 1911 erschienenen Neuausgabe der *Lebensgeschichte* in Maimons Autobiografie vor allem eine ethnografische Quelle ersten Ranges. Bis heute erscheinen wissenschaftliche Abhandlungen zur Darstellung des Chassidismus bei Maimon. Andererseits wurde und wird Maimon als Kronzeuge der mangelnden Inklusionsbereitschaft der christlichen wie der post-christlichen Gesellschaft gelesen. Diese Lesart will in ihm einen Vorfahren eines säkularen jüdischen Nationsverständnisses sehen.

W. liefert vor allem eine fulminante wissen- wie wissenschaftshistorische Kritik der Rezeptionsgeschichte der Maimonschen Autobiografie. Dabei konzentriert er sich auf zwei Aspekte. Er plädiert erstens für mehr Quellentreue bei der Rezeption. W. hält es für unhistorisch, die erzählenden Aspekte des autobiografischen Textes einseitig zu privilegieren und die philosophischen Abschnitte schlicht wegzulassen oder als Exkurse auszulagern, wie dies verschiedene Editionen getan haben. Nimmt man den Gedanken des „Coalitions-systems“ verschiedener Textsorten ernst, wie ihn Maimon selbst formuliert hat, und wendet ihn – wie W. vorschlägt – auf die „Lebensgeschichte“ Maimons an, so ergibt sich, dass die Leser:innen sich selbst auf die Suche nach der Schnittmenge von Reisebericht, soziologischer Abhandlung, Bildungsroman, Drama, Pikareske und philosophischem Traktat begeben müssen, die Maimons *Lebensgeschichte* in Summe darstellt. Zweitens rettet W. Maimons Text vor den Fehldeutungen seiner Zeit, die bedauerlicherweise bis heute andauern. Maimon als Kritiker jüdischer Orthopraxie und Orthodoxie sei kein zum Selbsthass neigender jüdischer Antisemit, vielmehr habe Maimon die instrumentalisierte Deutung des Christentums als Vernunftreligion humorvoll und höchst ironisch enttarnt und verdeckte wie offene Konversionsforderungen an die Juden zurückgewiesen. *En passant* sammelt W. Belege für die Annahme, Kant habe sich in einigen seiner Äußerungen zum Judentum von Maimons *Lebensgeschichte* anregen lassen. Im Gegensatz zu Kant habe Maimon aber im Judentum die moralischere und „vernünftiger“ Religion gesehen.

W. erkennt das Strukturprinzip der Maimonschen *Lebensgeschichte* im Aufzeigen der Unauflösbarkeit des Widerspruchs zwischen Religion und Vernunft, der Maimons Leben prägte und der ihn letzten Endes zum „asozialen“ Aufklärer werden ließ. Ein noch sorgfältigeres Lektorat hätte die zu vernachlässigenden Fehler in den bibliografischen Angaben („Miething“ statt „Miethling“, *passim*) erkennen müssen. W. ist eine trotz aller Maimon-Philologie erhellende Würdigung des Denkens und insbesondere des autobiografischen Schreibens Shlomo ben Joshua Heimans / Salomo Maimons gelungen, die jeder Leserin und jedem Leser der *Lebensgeschichte* an die Hand gegeben sei. Osteuropahistoriker:innen profitieren von dieser Darstellung ebenso wie Philosoph:innen mit Interesse für das 18. Jh.

Basel

Alexis Hofmeister

Petro Andreas Nungovitch: Here All Is Poland. A Pantheonic History of Wawel, 1787–2010. Lexington Books. Lanham 2019. XXX, 315 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-4985-6912-5. (£ 88,-)

Die Handlung des Buches beginnt im Jahre 2010, als der gerade in Krakau die polnische Sprache erlernende Autor aus dem Fenster seiner Sprachschule dem Begräbnis von Maria und Lech Kaczyński beiwohnte. Die kontrovers geführten Diskussionen um diese Bestattung und ihr gigantisches Ausmaß lassen Petro Andreas Nungovitch die Frage nach den Traditionen von Beerdigungszeremonien auf dem Krakauer Schlosshügel „Wawel“ stellen. Da die Begräbnisse im Fokus des Buches stehen, wird die „lebensbejahende“ Dimension des Wawel-Hügels, z. B. des königlichen Schlosses, nur gestreift. Die Geschichte der lokalen Begräbniskunst ist allerdings sehr lebendig geschrieben, sie soll nicht nur dem Fachpublikum, sondern auch einem geschichtsinteressierten Laien zugänglich ge-

macht werden. Der Vf. wertet vor allem polnisch- und englischsprachige Literatur aus, das Buch ist einem Krakauer Historiker gewidmet, der einen ähnlich popularisierenden Ansatz verfolgte: Michał Rożek.

N.s Erzählung beginnt mit der „Royalness“ des Hügels, die seit jeher ihren Ausdruck in den Zeremonien gefunden hat, die in der Kathedrale stattfanden: Hier wurden polnische Könige gesalbt, und hier haben sie mehrheitlich ihre letzte Ruhestätte gefunden. Als es keinem polnischen Staat und somit auch keine polnischen Könige mehr gegeben habe (diese Aussage ist ungenau, denn sowohl russische als auch österreichische Herrscher führten entsprechende Titel, allerdings hatten sie ihre eigenen traditionsreichen Begräbnisstätten), griff man zu Beginn des 19. Jh. auf zwei verdienstvolle Militärhelden – Józef Poniatowski und Tadeusz Kościuszko – zurück, um sie hier ehrenvoll zu bestatten (1817 und 1818). Mit diesen Begräbnissen ließen sich die traditionellen Zeremonien weiter fortschreiben. Danach verging ein „ereignisloses“ halbes Jahrhundert, bis man in der Kathedrale durch Zufall auf die Überreste eines beliebten Königs aus dem 14. Jh., Kazimierz Wielki, stieß und ihm 1869 eine zweite feierliche Bestattung gewährte. 1890 folgte das Begräbnis eines „spirituellen Königs“, d. h. des Schöpfers der polnischen Romantik, Adam Mickiewicz, der 1855 in Paris beerdigt worden war. Das eigentlich angestrebte Begräbnis des zweiten großen Vertreters der Romantik, Juliusz Słowacki, scheiterte am Widerstand des Krakauer Bischofs.

Für die minder wichtigen Kulturschaffenden wurde eine zusätzliche Nekropole in der Kirche „Auf dem Felsen“ (na Skalce) eröffnet und später die Errichtung einer weiteren in der Peter-und-Paul-Kirche in der ul. Grodzka erwogen. In der Zweiten Polnischen Republik machte sich auch Józef Piłsudski 1927 für ein Wawel-Begräbnis Słowackis stark. Schließlich wurde Piłsudski selbst, als Militärheld und Wiederrichter des polnischen Staates, auf dem Wawel beigesetzt (1935), wobei man den Marschall in die romantische Tradition einreichte. Dies sollte, so legte es die kirchliche Verwaltung fest, der letzte Leichnam in der überfüllten Nekropole werden. Im Volkspolen hat man lediglich – in stiller Form – das zweite Begräbnis von Kazimierz Jagiellończyk (gest. 1492) und seiner Frau Elżbieta Rakuszanka (gest. 1505) begangen (1973). Einflussreiche Kreise aus Exil und Militär versuchten zudem, den bei einem Flugzeugabsturz vor Gibraltar getöteten ehemaligen Konkurrenten von Piłsudski, General Władysław Sikorski, auf dem Wawel zu bestatten, was jedoch in der Volksrepublik Polen scheiterte und erst 1993, in der neoliberalen Transformationsphase, realisiert werden konnte. Und wieder verging einige Zeit, bis 2010 die alten Begräbnistraditionen des bei der Katastrophe von Smolensk umgekommenen Staatspräsidentenpaares, Maria und Lech Kaczyński, belebt wurden.

Die Bestattungen markieren eine Entwicklung der Nekropole auf dem Wawel von königlichen Ruhestätten hin zu einem nationalen Pantheon. N. kreiert den Begriff „Wawelisierung“ („wawelisation“, S. 34–37), womit er den von unterschiedlichen Akteuren geführten Aushandlungsprozess darüber meint, warum, wo und wie ein Verstorbener auf dem Wawel begraben werden soll. Dieser Diskurs spiegelt in seiner Interpretation ein elitäres Programm wider, zu dem sowohl säkulare als auch kirchliche Eliten beitragen würden. Eine Umfrage aus dem Jahr 1979 lässt an einer breiten Resonanz dieser Prozesse zweifeln: Trotz des ungeheuren diskursiven und feierlichen Aufwandes kannte die Öffentlichkeit demnach nur wenige Namen von „Wawelisierten“ (S. 223 f.).

Die Wawel-Begräbnisse bilden die Ereignisachse, die N. in hervorragender Weise in die jeweiligen Kontexte einbettet. Anekdotisch und lebendig erzählt der Vf. die Geschehnisse rund um die Bestattungen, stellt die Akteure und ihre Motive vor. Er gibt sowohl den Wawel-Besuchern als auch den Wawel-Erforschern eine Stimme; zitiert alte Chroniken und Legenden, aus denen diese geschöpft haben. N. bespricht detailliert und interpretiert literarische Werke und Theaterstücke, in denen die Nekropole eine Rolle spielt, und entschlüsselt die ihr zugeschriebenen Bedeutungen. Wenig Aufmerksamkeit schenkt er dagegen den bildenden Künsten, in denen der Wawel des Öfteren imaginiert wurde. Er rekonstruiert Planungen und Konzepte für die Nekropole, wobei deutlich wird, dass sich diese „ewige“ letzte Ruhestätte im ständigen Wandel befand (und befindet?): Die Gräber wurden

renoviert und nach zeitgenössischen Konzepten verlagert und neu geordnet, wobei innerhalb der so gebildeten Ordnungen unterschiedliche Hierarchien galten. Interessant ist, dass man dabei unterschiedliche Gegenstände entfernt und, seltener, hinzugefügt hat, je nachdem, welchem Ziel die Verstorbenen gerade dienen mussten. In knapper Form stellt der Vf. andere Stätten auf polnischem Territorium vor, wo das „polnische Gedächtnis“ an die Geschichte der eigenen Nation bewahrt werden sollte. Zu fragen wäre allerdings, ob es nicht auch in anderen Ländern (Mittel-)Europas ähnliche Stätten gab bzw. gibt, die N. mit dem Wawel in Zusammenhang hätte stellen können.

Nicht ganz im Sinne des Vf. lese ich sein Buch eher wie einen Kriminal-, zeitweise wie einen Horrroman (wenn z. B. diverse Leichenteile aus den Gräbern entfernt werden). Es ist gut dafür geeignet, das Interesse an (Osteuropäischer) Geschichte zu wecken und über mehr als 300 Seiten aufrechtzuerhalten. Das Werk ist erfrischend und dabei informativ geschrieben. Amüsant erscheinen die in der Zusammenfassung unternommenen Versuche, die Begräbnisse nach unterschiedlichen Modi zu ordnen. Irritierend wirkt indessen die schlampig zusammengestellte Bibliografie, die die im Text aufgeführten Werke nur unvollständig erfasst.

Rostock

Hanna Kozinska-Witt

Alexander Maxwell: *Everyday Nationalism in Hungary 1789-1867*. De Gruyter. Berlin – Boston 2019. 258 S. ISBN 978-3-11063411-2. (€ 89,95.)

Das Buch untersucht die Frühformen des Nationalismus in Ungarn, und sein eigentlich innovativer Beitrag liegt in der Auswahl seiner Untersuchungsobjekte: die landwirtschaftlichen Produkte Tabak und Wein sowie die soziologisch-anthropologischen Aspekte „Schnurrbart“, „Kleidung“ und „Heirat“. Der Buchtitel ist jedoch irreführend, da es nicht um alltägliche Praktiken geht, sondern ganz einfach um das Phänomen einer eingebildeten, konstruierten Nationsbildung mittels bestimmter Randerscheinungen, die – obwohl an und für sich sehr interessant – bis jetzt in der Nationalismusforschung nur wenig Widerhall gefunden haben. Die theoretischen Grundlagen der Arbeit werden in den beiden ersten Kapiteln etwas langatmig dargestellt: Alexander Maxwell erweist sich als Anhänger von Rogers Brubaker, dessen Werke ihm als Leitfaden dienen. Leider sind sie für den Zeitraum 1789–1867 nicht relevant, daher ist das erste Kapitel eher eine Akkumulation von Referenzen, die anekdotisch und naiv erscheinen. Methodisch ist das Buch an anderen Stellen geradezu mangelhaft, was bei einem derart renommierten Verlag überrascht, so findet sich z. B. keine Bibliografie.

Der Vf. versucht, einen Nationalismus *from below* für einen Zeitpunkt zu formulieren, als er noch gar nicht existiert hat. Erst während der Revolution und des Unabhängigkeitskriegs 1848/49 kann man von einem neuen, von breiten Bevölkerungsschichten getragenen Nationalismus in Ungarn sprechen. Dabei offenbart der Autor Wissenslücken: Die sich während des Vormärz verstärkende Assimilation der Deutschen und Juden kommt bei ihm kaum vor, obwohl zahlreiche deutschsprachige Publikationen aller Art jene Assimilation forderten. Dass selbst der Revolutionär Sándor Petőfi einer assimilierten Familie entstammte, bleibt unerwähnt. Die meisten Unternehmer, die im Vormärz die ungarische Wirtschaft steuerten, waren keine Ungarn. Festzuhalten wäre, dass der Palatin Erzherzog Josef (1776–1847) eigentlich der erste einen Schnurrbart tragende Habsburger in Budapest gewesen ist. Dass Josef die ungarische Entwicklung nachhaltig unterstützte, hätte zumindest eine Fußnote verdient; ohne ihn würden die ungarischen Reformer noch heute im Vorzimmer des Prinzen Metternich warten. Das permanente Fokussieren auf Ungarn führt außerdem zu ungenauen Schilderungen, vor allem über Serbien (S. 48) und Siebenbürgen (S. 231).

Mit der rechtlichen Lage Ungarns und seiner „Völker“ (die von Historikern eigentlich bevorzugte Terminologie „Volksstamm“ für Österreicher bzw. Ungarn findet keine Anwendung in entsprechender englischer Übersetzung; stets ist nur von „peoples“ die Rede)